

Der Sonderling.

Roman von B. Feldberg.

Die Kunde von der Abwesenheit des Arztes an dem Schlosse hatte sich alsbald verbreitet im Dorfe Schönburg und dem Nachbarorte Felden. Als am andern Morgen Doktor Justus aus seiner kleinen Behausung dem Schlosse zuschritt, wurde ihm gemeldet, daß eine Anzahl Dorfbewohner seiner harrete, um ihn zu bitten, zu ihren Kranken zu kommen.

Sofort ging er in das Vorzimmer, in welchem die Leute seiner warteten. Mühsig hörte er jeden einzelnen an und versprach auch jedem, zu kommen. Erleichtert aufjahend entfernten sich die Leute; sie glaubten ihre Kranken schon entsetzt, weil endlich ein Arzt in der Nähe war, den sie so jäher vermisst hatten. Vertrauen fäßte er ihnen allen ein, der neue Doktor. Wie ein rechter Helfer in der Noth erschien er denen, die seiner warteten. Er spendete Trost und Hilfe in reichstem Maße unter der armen Volksbevölkerung, die sonst meist zu spät zu dem entfernt wohnenden Arzt kam und so dem Tode eine reiche Ernte bot, wozu besonders die Kinderwelt ihr großes Kontingent stellte.

Wie selten ein Arzt, so durfte er befriedigt sein durch das Vertrauen, welches die Kranken und ihre Umgebung ihm entgegenbrachten. Das Bewußtsein der Kraft und Stärke lag in der Nähe seines Auftretens und theilte sich denen mit, die auf ihn hofften.

„Das ist ein rechter Arzt,“ sagte es heimlich hinter ihm, „so gut hatten wir noch keinen.“ Dieser Ruf eilte ihm voraus und drang auch zu den Frauen nach Felden, die noch nie auf eigene Kosten einen Arzt für ihre kleinen zu rufen imstande gewesen waren, und der Armen-Doktor kam weit her und meist zu spät.

Am Abend des ersten Tages, den Doktor Justus auf Schloß Schönburg verbracht, ritt er langsam aus Felden heimwärts. Die verfallenen Häuser sahen in der Nähe trostlos aus; die dürftigen Weisen und Felder waren schlecht bestellt, nur ums Herrenhaus war das Land des Pächters in gutem Stande, und der verwilderte Park mit seinen hohen, schönen Bäumen verhäufte nur halb die Schäden des alten Baues dem Verwahrer.

Er hatte viel Glend gesehen in einer Stunde, die er in dem armenlichen Dorfe verbracht. Er sah nur verwilderte und verhärmte Greise, schwache Frauen mit sorgenvollen, abgepannten Gesichtern und welke, bleiche Kinder. Die jungen, arbeitskräftigen Männer waren seit Jahr und Tag ausgewandert, um auf einem andern Fieck von Gottes weitem Welt sich ein Heim zu schaffen und dann die Frauen zu sich kommen zu lassen. Alle, die hier waren, lebten in der Hoffnung, daß es ihnen einmal doch besser gehen könne, wenn erst sich neues Glück in der Fremde für sie fände. Die Greise hofften nichts mehr für sich selbst, aber doch für ihre Kinder und Enkel, und Doktor Justus hörte mit Mühsung ihre Erzählungen an, bei denen die alten Augen zu leuchten begannen, in dem Gedanken, daß ihren Enkeln ein besseres Loos beschieden sein werde als ihnen selbst. Mit Bedauern blickte Doktor Justus auf die blassen, kranken Kinder, für die auf ein besseres Dasein gehofft wurde. Er wußte, daß manches unter ihnen hier bleiben werde, für immer gebohren auf dem sonnigen Kirchhofe zu Schönburg. Die große Armut war ein unerträglich wirrgengel für die kleinen Menschenkinder, die Licht und Luft und Pflege und Nahrung bedurften, um gedeihen zu können. Hier fehlte es am Besten, und sein Herz ward ihm wech, als er sah, wie jährlich die Mütter ihre Lieblinge an sich drückten, denen sie so manches vertragen mußten, was ihnen noth that. Als er gegangen, fanden die Mütter in mancher Kindeshand ein Goldstück, und sie segneten mit nassen Augen den Mann, der ihnen so gut zu helfen verstand.

„Ich hätte schon früher kommen sollen,“ sprach diese Doktor Justus zu sich. Das Glend ging ihm nah, er hatte es noch

nie so gefühlt, so Auge in Auge. In Gedanken verloren ritt er an der Mauer entlang, die den Park des Herrenhauses abschloß von der Landstraße.

Pflöcht hielt er sein Pferd an und blickte gespannt durch eine Lücke der Mauer, die hier zusammengeführt war, und über welche hinweg der Blick des Reiters in den Park zu bringen vermochte. Eine hell gekleidete Frauengestalt bewegte sich drüben auf dem Rasen. Er konnte schon die ruhigen, vornehmen Bewegungen Gertrud Felden's und bemernte jetzt wie am vordringenden Abend die Grazie des schönen Mädchens, welches sich blickte, um in einem Korb das prächtige Fallorbst zusammenzuheften. Ein großer brauner Strohhut lag auf dem goldig glänzenden Haar, die Hände steckten in langen Handschuhen; ein einfaches helles Kleid und eine wenig kleine Schürze waren die Toilette der Dame von Welt, die pflöcht auf's Land gekommen war, um hier zu „vegetiren,“ wie sie sagend sich eingalant.

Gertrud Felden hatte noch nie in ihrem Leben einen Tag so mühsig verbracht wie den ersten Tag in dem alten Herrenhause. Sie hatte ausgegahet, geordnet, nicht geruht, bis sie es so wohlthun gemacht, wie es mit den Mägden, die ihr zur Verfügung standen, nur möglich war. Nun war sie in den Park gekommen und fand ihre Mütter beschäftigt, das gefallene Obst aufzulesen. Schweigend nahm sie den Korb und fragte nur, als er schon halb gefüllt war: „Wozu können wir es gebrauchen?“

„Wir wollen es einfischen,“ meinte die Baronin, und erst jetzt sie hing: „Kind, wir wollen und müssen sparjam sein, dann halten wir es hier schon aus.“

Ein bitterer Zug glitt über das schöne Gesicht Gertrud Felden's. Sie strich mit der Hand über das einfache Katholikenkleid und dachte an ihre eleganten Toiletten, die in den Schränken hingen. Auch diese sollten gefahrt werden, um noch nach Jahrzehnten zu besonderen Gelegenheiten wieder ans Tageslicht zu kommen, allmählich, lächerlich, wie sie selbst dann wohl war. Sie bis die weißen Zähne in die schwellenden Lippen. Unerträglich erschien ihr das Loos, ein armes altes Mädchen zu werden. Hastig blickte sie sich, hob das Obst auf und warf es in ihren Korb.

Doktor Justus erschien das Mädchen wunderlieblich in dieser Beschäftigung.

„Es sie den Blick der Bewunderung, der an ihrer Gestalt haften, fühlte, daß sie nun wie suchend sich umblühte? Doch gemachte sie den Reiter nicht, der langsam weiter ritt, stützend, sein unbefangenes Ansehen konnte ihr peinlich sein.“

Kange beschäftigten sich die Gedanken des Arztes mit der jugendlichen, schönen Mädchenerkenntnis. Das ruhige, stolze Gesicht zog ihn mächtig an, die herbe Jungfräulichkeit, die in demselben lag, weckte in ihm ein unbestimmtes Verlangen, dem er keinen Ausdruck zu geben vermochte, das aber doch in Mädeln um seinen Mund zauberte, dessen er sich selbst nicht bewußt war.

Nach Schönburg zurückgekehrt, ging er dann durch's Schloss, von Zimmer zu Zimmer, von Saal zu Saal. Lange stand er vor einem der Zimmer, das in der Abconreihe der Schönburg's hing.

Das Bild war ein liebliches Frauenanlich mit blonden Locken und herrlichen, sanften Augen und einem Mund, der schon wie der seine war.

Betroffen stand Justus da; er entdeckte eine Bekanntschaft, welche ihn stamm machte. Dies Frauenanlich mit den weichen, edlen Zügen und den zärtlichen Augen schien in dem Mädel wieder von neuem aufzuleben, welches er gestern im Eisenbahncamp kennen gelernt hatte. „Seltamer Zufall,“ dachte er, und wech legte er huzuz: „Keja, es soll den Schade nicht sein, daß du ihr ähnlich siehst, als wärst du ihre Tochter.“

aufnahm. Diese allgemeine Natur und Begehrkraft machte den Boden so groß, Allgegenwart und doch Feinheitlich ihn so furchbar. Man stellte ihn später der Freimaurerbrüder entgegen und nahm auch hier den Bezug auf die Allmacht, aber es fehlte der Mittelpunkt in diesem großen Umkreise, das bestimmende Prinzip, darum blieb er ideell und nur ein humanitäres Weltbürgergefühl. Der gemaltige Papst Paul IV. (1555-59) aus Neapel war es, welcher der katholischen Kirche jene Energie einflößte, mit der sie der Reformation nicht allein widerstand, sondern auch im Norden der reformierten Länder wieder erobert auftreten konnte. An ihn hatten sich Bonola und Ruver angegeschlossen, Menschen die von demselben äußeren Feuer des Schladensmuthes erfüllt waren, wie die Spanier Cortes und Pizarro auf einem andern Gebiete berufener Thatkraft.

Was aus einem Telegramm werden kann. Die Köln. Volksztg. schreibt: Der Schluss unseres römischen Berichtes über die Feier des Popis-Quintiums in der Peterskirche ging uns in folgender wohlgeleitener Form zu: „Popos in Gemacher zumeckedetzter sprach Kommission seinen allüberdichter Dank aus für aufs tiefste bewegt oder glücklichen Ausganges am 10. d. in vorerzählter Stimmung. Ballestem ausobente Feiter Maltejerunfior Großbeus Gregorius auf Tribune Grommetro Malteterentors wo auch Großbeusquos Toscano.“ Die „K. B.“, der die Unkenntnis des Deutschen in dieser Hinsicht nicht nichts Neues ist und die daher Hebung im Entziffern detattirer Telegramme beifit, überlegte das Rundermüßig folgenemagen: Als der h. Vater in seine Gemacher zurückgekehrt war, sprach er der Kommission seinen besichtigten Dank aus. Er war tief bewegt und förperlich müde, aber in besser Stimmung. Graf Ballestem wohnte der Feier in der Maltejer-Uniform, mit dem Großkreuz des Gregorius-Ordens geschmückt, auf der Tribune des Großmeisters des Maltejer-Ordens saß, auf welcher auch die Großherzogin von Toskana erschienen war.

Leuchtende Regenwürmer sind neuerdings in Berlin beobachtet worden, was zwar in einem an der waldreichen Weichselufer gelegenen Garten. Heber diese hat seitlich mehrere Thiergesellschaften sprach der Gymnasiallehrer Dr. Wagners in der letzten Sitzung der Gesellschaft naturforschender Freunde und stellte fest, daß diese Gattung von den anderen in Deutschland heimischen Regenwurmartenerdlich abweicht. Die Leuchtstoffe der Tiere, die fast niemals freiwillig von ihnen ausgeht wird, rührt ohne Frage von einem ausgleichenden Stoff her, der die Haut der Würmer, dann auch den von ihnen zurückgelegten Weg vollständig bedeckt. Stimmt man an, wenn man die leuchtenden Strahlen unterirdischer Regenwürmer nicht sondern nur deren Samen. In gleicher Weise bedecken sich die Stiefel, die Kinnete, die Hände und die Glasgefäße des Untersuchenden mit der leuchtenden Absonderung, sowie die Würmer mit ihnen in Berührung gekommen waren. Diese Erscheinungen an der bester Art stimmen mit den Erfahrungen überein, die französische, australische, englische und amerikanische Gelehrte an dornigen Arten gemacht und beschrieben haben. Die Tiere zeigen sich zuerst im Sommer bis in den September hinein und können sogar noch bei Eintritt des Frostes aus dem Boden hervor. Eine besonders hohe Luftwärme können sie nicht zu brauchen, da sie auch an recht kalten Tagen aus Erdbreich verleben — nur müßte Boden und Luft feucht sein. Am besten wachen sie nach starken Regengüssen in ihrer Leuchtbarkeit an Tage beobachtet, ja bei trockenem Wetter müßte ihr Ansehen bald am Tage gehörig beiprengt werden, wenn man sie abends zu sehen sicher sein wollte. Sie bewohnen an der bisher allein beobachteten Stelle die Erde eines dieses betretenden, fall gar nicht mit Käten bedecken, mit Kies überfruchteten Weges, aus dessen Mäandern sie gegen Abend hervorkommen, und erdigen mehr auf der feuchteren Mitte des Weges, noch auch auf den benachbarten Beeten. Sie vermehren sich in der Beobachtungsperiode überaus rasch und lebhaft. So wie sie geendet wurden, hörte ihre Leuchtstoff auf, da der aus den Dünen dringende Stoff schnell eintrocknet, sie wurde intensiver und kam auch manchmal erst dann zum Vorschein, wenn die Tiere berührt oder gedüht wurden. Heber die Herkunft der mit ziemlich lebhaftem Glanze strahlenden Würmer bemerkte Herr Dr. Wagners, daß der Besitzer des Gartens in dem die vorliegenden Tiere gesammelt worden sind, öfters aus Gärtenorten norddeutscher, ostprentlicher Anlagen mit Erde erhalten habe, welche wahrcheinlich zur Erhebung des Weges, den die leuchtenden Regenwürmer bewohnen, benutzt worden sind. Mit dieser Erde müssen sie eingeführt worden sein. Hoffentlich machen sie zur Gartenbeleuchtung dem elektrischen Lichte nicht allzu stark Konkurrenz!

Alte Gänge. Als ein Seitenstück zu unserer färslichen Mitteilung aus Jahna theilen wir hier nach der „Deutschen Warte“ folgendes mit: Ein äußerst seltsames „Jubiläum“ begehen im laufenden Jahre zwei „Retter des Kapitolis“, welche auf der von 18. bis 21. d. Wts. in Striegau in Sledelien Haubegebenen Gellage-Ausstellung allgemeines Interesse erregten; zwei Gänge im Alter von 50 Jahren stellte Frau Wohl geb. Schmidt aus

Wilschütz (Kr. Neuguth) aus. Die beiden „Bräuerbägel“ begeben sich nachweislich seit 1843 im Besitze derselben Familie und können somit auf ein halbes Jahrhundert ihres Daseins zurückzuführen. Bekanntlich erstreckt die Gänge unter allen schönen Schmuckstücken das höchste Alter, wird jedoch in der Regel höchstens im vierten Jahre geschlochtet, weshalb die beiden „Bräuer“ kaum „Abregleichen“ im weiten Vaterlande finden dürften.

Der chinesische Barbier. In dem bunten Getränge, welches die Strohen einer chinesischen Stadt aufweist — so berichtet der „Ost. Lloyd“ — findet sich kaum eine Persönlichkeit, die größeres Interesse für den Ausländer besitzt als der herumirrende Barbier. Jrgend eine Strohemde oder ein kleiner freier Kopf genügt dem bezogenen Figaro, um dort zeitweilig seinen Beruf zu erfüllen. Seine Handwerksgeräthe bestehen aus ein Bambus-Linterfaß, etwa drei Fuß hoch, auf welchem ein hölzerner Kopf steht, und eine Schabluwe mit Rasirmesser, und fliehar Handtüchern enthält. Ferner hat er einen kleinen dreibeinigen Stachel, auf welchen er seine Kunden einladet sich zu der Operation niederzulegen. Die Rasirmesser der chinesischen Barbier sind ganz eigentümlicher Machart: sie bestehen aus einem hier kleinen hohlen Griff und einer dicken eisernen Klinge, die etwa 2 bis 3 Zoll lang und 1/2 Zoll breit ist; in diese Klinge ist eine hölzerne Schwärze eingeklebt. Hölzliche Klingen, welche durch die Rasirmesser gebrauchet der chinesische Barbier zum Rasiren seine Seife, sondern nur Wasser, — er macht den Kopf seines Kunden einfach nach und rührt so lange, bis sein Messer stumpf wird. Dieses alles thut er auf offener Straße, fortwährend dem Getränge der Menge ausgehlet, und doch ereignet es sich nur selten, daß er seine Kunden schneidet. Zeitlich gehört ein hartes Verwendhystem dazu, in dem Gerriebe das moderne „Schwert des Dammotes“ mit völliger Benutzungsbeute auf sich herunterzulassen. Nachdem der Patient rasirt ist, macht sich der Saarlinter zunächst daran, den Kopf seines Kunden aufzusuchen und anzufassen. Dann nimmt er aus seiner Handwertstasche eine Anzahl von eigentümlich geformten kleinen Lenden und Schaufelnchen, und mit diesen reibt er die Ohren des letzen Klienten. Hierauf nimmt er eine Art von kleinem eisernen Reibeisen, mit welchem er die Augenlider abstricht, nachdem er diese zu dem Zwecke ein wenig umgedreht hat. Sodann wird das Haar des Patienten getrocknet, der Kopf geschlocht, und der Kunde kam seiner Wege gehen, nachdem er ungefähr eine Stunde bei seiner Beschäftigung verweilt und dem Barbier sein Honorar — 30 Kupferstücke, etwa 10 Pfennige, ausgezahlt hat.

Schreckliche Drohung. Von der jüngst verstorbenen Schauspielerin Augustine Vroban erzählen französische Blätter folgendes „Wort“: Sie schalt im Foyer des Theatre frangais ein Bübchen aus, als eben eine Dame von ungeheurer Lebensfülle eintret. „Nimm dich in acht,“ sagte sie zu dem Kleinen. „Wenn du nicht artig bist, so laß' ich dich um die dicke Dorn herumlaufen.“

Grund zur Eile. Köchin, die sich veripäthet hat, tritt in einen Fleischladen: „Bitte, geben Sie mir drei Pfund Schinken.“ Als der Fleischer erst die vorhandenen Schinken prüft, ruf die Fleischerin: „Aber so späten Sie sich doch — es ist für nen Kranken.“

Einig. Mache (bei der Züchtigung). Du Lausbub, elenderig glaubst, es macht mir Freude, bi zu prügeln!“ — Der Kleine (Knechtzorn): „Mit a net, Vater!“

Ein lieber Kerl. Richter: „Dem Jungen haben Sie die Nase blutig gebauen, Ihrem Gefährten drei Zähne ausgezogen und die Wirtin haben Sie unangelegentlich — warum?“ — Sepp: „Schau'n S, Herr Richter, 's war mit halt so fauldet zu Muth!“

Ausere Dienstboten. „Ist der Herr zu Hause?“ „Nein, mein Herr!“ „Wann kommt er denn heim?“ „Das weiß ich nicht; wenn der Herr geboten hat, zu lagen, er sei nicht zu Hause, dann weiß niemand, wann er wiederkommt.“

Gemüthlich. Richter: Der Angeklagte hatte also nur zehn Glas Bier in Ihrer Wirtshaus getrunken; — aber davon wird man doch nicht betrunken!“ — Zeuge (Wirtin): „Wo, wir zwei nicht, Herr Anstichter, — aber lo 'n junger Mensch!“

Auskunft. Fremder: „Wohnt hier vielleicht ein Herr Müller?“ — Hausknecht: „Wo, ich denke, war doch fures, wenn in joch' großem Haus kein „Müller“ wohnt.“ („Müller-Befehlshaft.“)

Wiel mehr. Franz: „Mein Papa hat mit heute einen ganzen Eukler gegeben, zum Ehren.“ — Hans: „Und mein Vater hat mit einem Stück zum Ausgeben gechenkt, und das ist viel mehr.“

Die einzige Zeit. Frau Müller: „Das ist eine schrecklich Angewohnheit von dir, Franz, daß du immer im Schlafe ins Bett gehst.“ — Herr Müller: „Da hat du freilich recht, meine Liebe, aber das ist ja die einzige Zeit, wo ich zu Worte kommen kann.“

Wie die Redaktionen verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Engel, in Halle a. d. S.



Ein langer, hebevoller Blick traf das Bild noch, dann wandte sich Justus ab, eine Thräne im Auge gerührend.

Er mußte die Frau sehr geliebt haben, denn nochmals wandte er sich um und blickte auf das Frauenbildnis, dessen Augen ihm nachblickten, das sich jetzt aus der Ferne so plastisch vor dem Rahmen hob, als ob plötzlich Leben in die feinen Nerven gekommen wäre.

Uebervältigende Erinnerungen lebten in ihm auf und trieben ihn fort aus dem Schlosse und dessen Umgebung. Der Diener führte den gestatteten Brauen vor, und rasch schwang sich Justus auf demselben, gab dem Zhiere die Sporen, daß es in flottem Trabedonjonigte durch den Park, dem Walde zu. Freier athmete seine Brust, die eine beklemmende Schweißhaut besaß, welche nach einer vergangenen, schönen Zeit. Stundenlang ritt er durch den Wald, der heißt zu Schönburg gehörte, keins königliches Eigenthum war.

Vor ihm breitete sich ein flacher Thalesseil aus mit wogenden Feldern und grünen Wiesen, von einem hell blühenden kleinen Gewässer durchzogen.

Ein einfaches Landgut mit mächtigen Scheuern und Ställen lag inmitten der Landschaft. Der Blick war nicht maulerisch schön, der sich hier bot, aber er zeigte ein fruchtbares, gut beselltes Stück Land, das seinem Besitzer prächtvolle Ernte bot.

Zwischen den Arbeitern auf dem Felde ritt Herr von Werden hin und her, überall nach dem Reigen sehend.

Doktor Justus ritt langsam vom Waldhause hinab. Herr von Werden kam ihm entgegen geritten; heugierig, wer der Antommung sei, blickte er forschend zu ihm hinüber. „Ah, — mein Herr Heiligschäfer,“ sprach lebhaft der Gutsbesitzer.

„Und einmüßiger Nachbar,“ ergänzte der Arzt und stellte sich Werden vor, gleichzeitig wurde von seinem Freunde, dem Grafen Schönburg, befehlend.

„Denkt der Graf noch an uns? Ich glaube, er hätte längst Schönburg und die ganze Nachbarschaft vergessen. Seien Sie mir willkommen als ein Abgesandter von Freund.“

Der ältere Herr streckte Doktor Justus die Hand hin, die dieser lebhaft ergriff und herzlich drückte. „Nun sagen Sie mir einmal, lieber Doktor,“ begann Werden, „wo steht denn der Graf, und was treibt er, daß er gar keine Zeit für seinen Besit hat? Ich höre einmal, daß er wegen einer unglücklichen Liebesgeschichte die Heimath verlassen habe und so eine Art ruheloser Wanderer geworden sei. Es ist wirklich nicht nur Neugierde, sondern lebhaftes Interesse und Theilnahme, welche mich diese Frage stellen lassen.“

Ueber Doktor Justus' Züge war ein leichter Schatten gesunken. „Ich glaube, mein Freund wünscht nicht, daß man darüber spricht. Sagen wir also, der Banertrieb, der Wissensdurst hat ihn durch die halbe Welt gewagt; das andere wird er Ihnen selbst erzählen, wenn er kommt.“

„Also er hat die Absicht, endlich zu kommen, das ist ja prächtig! Ich denke noch mit Freude an den lieben Zungen, der als Knabe manchmal hier herübergeritten kam. Ein feinsüßlicher, prächtiger Mensch versprach er zu werden, ist er das?“

„Er ist mein einziger und besser Freund,“ lächelte Doktor Justus, „und von einem solchen darf man nicht sprechen, weil es ist, als ob man von sich selbst Gutes sagen sollte; aber ich glaube, er hat sich Mühe gegeben, immer das Beste zu thun. Ob dies nun das Richtige war, weiß ich nicht.“

Der Gutsbesitzer nicht verständnißvoll und lenkte das Gespräch auf andere Dinge, hat den Arzt, in seinem Hause vorzusprechen, um die Güter vom Grafen Schönburg seiner Gattin selbst zu bestellen, deren besonderer Liebling der junge Graf stets gewesen war.

Doktor Justus folgte der Einladung gern und verbrachte eine angenehme Stunde bei den alten Gelehrten, die hinter ihm waren und diesen Mangel sehr empfindend, einander so viel Färllichkeiten spendeten, wie es das dem guten Tode nur verträglich war. Besonders Herr von Werden verstand es, durch seine herzlichen Aufmerksamkeiten gegenüber seiner Gattin dieser beständige Huldigungen derzubringen, die sie, erröthend wie eine glückliche Braut, annahm.

Es war eine herzerquickende Stunde für Doktor Justus, und freudig nahm er die Einladung an, den nächsten Sonntag auf dem Werder'schen Gute zu verbringen. Einige gute Freunde wurden erwartet, auch die Damen von Felben.

Unter Händedrücken schied der Arzt, begleitet von den Segenswünschen des glücklichen alten Paares, das in ihm bald den warmherzigen Menschenfreund und den trefflichen Arzt erkannt hatte.

Sie hielten ihn zu befallen als einen Segen für die Gegend, die so sehr eines Mannes bedürfte, wie er war, aufopfernd, unegoistisch.

(Fortf. folgt.)

Der alte Chevalier.

Aus den Erinnerungen eines Pariser Abvolaten von Karl Ed. Klopfer.

„Haben Sie ihm die verlangte Summe ausgehändigt?“ fragte ich nach einer Weile.

„Was konnte ich anders thun? Er sagte ja, seine Ehre stände auf dem Spiele. Oh, ich fürchte nur, auch unser gemeinames Glück, der Friede unserer Ehe steht auf dem Spiele — und ist für immer dahin! — Er will das Geld heute morgen bei der Wirt beheimen.“

„Um! Ich glaube, Sie denken doch zu schwarz, Madame.“ „Mein, mein!“ rief sie erregt. „Wenn Sie nur keine Miene gelassen hätten, seine furchtbare Verschämtheit — er konnte meinem forschenden Blick nicht Stand halten! Es ist nur zu gewiß — Maximilien betrügt mich, er hat heimliche Ausgaben . . . oh, ich wage es gar nicht anzuschäuden, was mir an hinteren Muthmungen durch den Kopf geht.“

Ich empfand tiefe Theilnahme für die Arme. Der eiferfüchtiger Sinnst rief mir vielfach dergleichen Verdachtsmomente, die sich meinem erlöschenden Blick aufgedrängt hatten.

„Und nun wende ich mich an Sie,“ sagte sie aufstehend, „ich habe ja sonst niemand — mein Papa ist vorgestern zum Sommeraufenthalt nach den Puerden-Bädern abgereist — und wer weiß, ob ich überhaupt den Muth finde, ihn, dem ich jede Sorge um mich erproben möchte, in mein Unglück einzumischen. Er ist ja so gütlich und liebevoll gegen mich, mein lieber, armer Papa, — Ihnen, Herr Doktor, vertraue ich also mein Schicksal an . . .“

„Das heißt, ich soll Maximilien ausforschen, seinen Geheimnissen auf den Grund kommen —?“

„Sie werden es mir doch nicht abschlagen?“ flüsterte sie bewegt, mir das feine Händchen reichend und aus ihren herlichen, in Thränen schimmernden, braunen Augen so liebend und hilfebedürftig zu mir aufblickend, daß ich zehn Jahre meines Lebens der Wiedervertiefung ihres Glüdes hätte opfern mögen.

Ich versprach ihr, alles anzubahnen, Maximilien zu einem offenen Geständnisse zu bewegen, und wenn ich mir keine heimlichen Abreden beizubringen sollten — ihn zu einer reumüthigen Umkehr auf seinen Seitenwegen zu veranlassen.

Eine Stunde später betrat ich die Bureau's der unter Racquet's Direction stehenden Versicherungsgesellschaft in der Rue Labalais. Ich ließ mich in das Cabinet Maximilien's führen, ihn heiter begrüßend, als ob ich nur in zufälligen Vorbeigehen vorpürte, um mit ihm Gütiges zu plaudern. Mir fiel sofort eine sehr Melancholie, eine Bekümmert auf ihm auf, die mir zu denken gab. Ich that aber völlig unbefangen, ließ mich ihm gegenüber ein Sopha nieder und verweilte ihn in ein leichtes, nichtselbständiges Gespräch. Erst allmählig kam ich meinen Zwecken näher, indem ich lo beiläufig die Frage hinwarf, ob er heute früh nicht auf der Depoitenbank gewesen sei, ich glaube ihn dort gesehen zu haben. Racquet hiß sich bei dieser Bemerkung auf die Lippe und spielte einige Sekunden mit seinem schwarzen Bollbart.

„Ich war allerdings dort,“ sagte er gezwungen. „An Vermögensangelegenheiten meiner Frau.“

„Ich verstehe,“ nicht ich, du denkst im Interesse deiner Frau geschäftliche Transaktionen einzuleiten. Ganz richtig — du hast jetzt Fälligkeit mit der Finanzamt — da ist es dir ja ein Leichtes, die Chancen der Börsenpapiere zu beschauen —“

„Er kommt mir das Wort vom Munde ab, indem er mich derb an dem Punkte.“

„Du hast mit meiner Frau gesprochen?“ sagte er langsam, mich schief fixierend.

„Ich wollte leugnen, aber — weß der Himmel! — es lag etwas in seinem Blick, was mich verunsicherte. Ueber derselbe Blick gab mir auch eine moralische Verurtheilung, denn er sagte mir, daß Racquet's Gemüthen in der ganzen geheimnißvollen Angelegenheit rein sei. Und nun, wo er selbst den Kernpunkt berührt hatte, er schien es mir doch am besten, ihm gleich reinen Wein einzuschütten.“

Anfangs schien er unwillig, daß mich Adrienne zu ihrem Vertrauten gemacht, aber dann wurde er meinen Argumenten, mit denen ich ihm diesen Schritt seiner Frau als einen ganz natürlichen darstellte, zugänglich. Als ich ihm in warmen Worten die schmerzlichen Muthmaßungen Adrienne's, ihre Hofflosigkeit schilderte, mit der sie sich um mich gewendet, da wandte er sich ab, hüßte den Augenbogen auf sein Schicksal, die Stirn in die Hand und brütelte schwermüthig vor sich hin. „Ich ließ ihn eine Weile so, dann trat ich näher und legte ihm die Hand auf die Schulter.“

„Nicht wahr, Maximilien, du begreifst jetzt wohl auch, daß die arme, kleine Frau recht haben könnte, wenn sie fürchtet, daß dein geheimnißvolles Thun auch Güt und Frieden kosten würde.“

„Mein Gott!“ ächzte er, „ich — ich konnte ja nicht anders. Das es nun so kommen würde, daß Adrienne das Vertrauen zu mir verlieren würde — das habe ich freilich geschah.“

„Es ist ja auch ganz natürlich. Sie hat dich mit ihrem ganzen sinnlich naiven Sinn wie ihren Gott angebetet. Und jetzt muß sie an eine Färllichkeit ihrerseits glauben. Sie ist mit einem Male allein gelassen mit ihrem Väter — sie kann sich nicht einmal an den Vater wenden.“

„Hier führt der Mann auf, als hätte ich ihn mit einem glühenden Eisen berührt. Erst erkrankt vor dem Ausbruche des Gefühls, das er mir plötzlich zuwandte.“

„Der Vater, der Vater!“ rief er mit halb erstickter Stimme. „Freilich — an ihn kann sie sich nicht wenden — an ihn nicht — du hast recht, Voitier!“

„Herr von Thaulanne ist ja abgereist,“ entgegnete ich, bekrummet über sein schlammiges Gesicht.

„Ja, abgereist,“ wiederholte er wie dornig, „als finge er mein Wort wie ein mechanisches Echo an. Aber — wenn das auch nicht wäre — Thaulanne . . . Ach, reden wir nicht mehr davon! Es ist einmal nicht zu ändern!“

Er führte mich den Rücken und trat ans Fenster. Ich folgte ihm, entschlossen, ihn nicht entschließen zu lassen. Die Sache wurde mir jetzt noch geheimnißvoller als zuvor.

„Was ist nicht zu ändern, Racquet? Sprich dich doch aus!“

„Sie liebt ihn,“ murmelte er vor sich hin, die Hände in die Sammetgardine tunkend und ohne mit Gebür zu scheuen; „sie hängt mit ihrer ganzen keuschen Seele an dem Vater, an ihrem lieben, theuren Papa — der Glaube an ihn ist der Grund ihrer ganzen, reinen Weltanschauung . . .!“

Eine jähe Abnung zuckte in mir auf. „Ah!“ rief ich, „ich verstehe — er ist es, der diese zwanzigtausend Francs braucht — der Mann hat Schulden, er hat sich an dich um Hilfe gewendet — nicht wahr?“

Maximilien wandte sich um, nüzigte aber augenblicklich wieder seine anmaßliche Erregung.

„Nein,“ sagte er dann trüb, „der Chevalier hat mir nichts dergleichen gesagt.“

„Ich würde, auch wahrhaftig nicht begreifen, wie du dazu kamst, das Adrienne gegenüber zu verschweigen — auf die Gefahr hin, ihr Vertrauen und ihre Liebe einzubüßen.“

Er ging ein paar mal durch das Zimmer, augenscheinlich mit einem thueren Aufschlus kämpfend. Endlich blieb er vor mir

stehen, sagte mich an beiden Schultern und brachte sein bleiches Gesicht dicht an das meine.

„Du bist unter Freund — Claude Voitier —!“ sagte er mit einer gewissen Färllichkeit. „Und ich brauche auch wirklich einen Berater in dem schrecklichen Dilemma, in dem ich eben geklemmt bin. Gehen, häßst du den Chevalier von Thaulanne für einen Ehrenmann?“

„Welche Frage? Ich frage ihm keine besondere Gefälligkeit in der Verwaltung seiner Nebenmen zu, er mag unpraktisch, vielleicht sogar verschwendisch sein, aber — sein persönlicher Adel, ich meine seinen Gemüthsadel, ist doch wohl über jeden Zweifel erhaben, nach seinem Renomme, wie nach dem Einbrut seiner Individualität zu urtheilen.“

Racquet nickte lebhaft und senkte. „Gibst du, das war auch meine Meinung, das ist vielleicht auch jetzt noch meine Meinung — und doch — und doch, es liegen so erdrückende Verethe vor . . .“

„Was sagst du da?“ flüsterte ich höflich. „Du hast — einen schmerzigen Verdacht gegen den Chevalier?“

Mein Freund suchte die Augen. Er ließ zur Thür, um sich zu überzeugen, daß niemand im Vorzimmer sei, dann zog er mich neben sich auf den Zinn und schüttete mir in gedrängter, eiligen Worten mit halblauter Stimme sein Herz aus.

„Mein Schwiegervater war die letzten zwei Wochen wiser Göt draußen in Meudon, wo er des Abends und des Morgens etwas Landluft genießen wollte, während seine Adrienne nach den Büchereien oben erst auf vorgestern eingetrogen war, da jetzt die eigentliche Saison in Gadarne beginnt und der Chevalier in allem eine gewisse Färligkeit beobachtet. Den Tag über brachte er, der eine geräuschvolle Umgebung liebt, wie gewöhnlich in Paris zu. Er hatte mich immer abends aus dem Bureau zu holen. Er hat die Villa hinaus und am Morgen wieder mit mir herein — Vorvorgestern kam mir noch kurz vor Schluß der Bureauarbeiten eine sehr dringende Angelegenheit zu, die ich ohne Säumen erledigen wollte. Es handelte sich um eine Manipulation mit einer großen Geldsumme. Der Chevalier trat wie gewöhnlich bei mir ein, um mich abzugeben, und da ich ihn nicht warten lassen wollte, kam ich auf den unglückigen Gedanken, das Geld mit mir nach Meudon hinauszunehmen und dort die Sache zu ordnen. Ich nahm also die Koffer mit und begab mich in Begleitung des Schwiegervaters nach der Villa. Nach dem Diner zog ich mich auf mein Zimmer zurück und machte mich an meine Arbeit. Es bilanzirte, kalkulirte und registrirte ziemlich lange. Ich war schon fast am Ende mit der Geschäfte — ich hatte das Geld, nahezu eine Viertelmillion, in einzelne Bündeln zu je zwanzig Tausend frankbillets geordnet und unter Kreuzband gefügt, was es erforderlich war — da trat Thaulanne ein, um mich zu fragen, ob ich denn noch nicht fertig sei und so weiter. Ich plauderte einige Minuten mit ihm, mich beiehend — als ich von Adrienne abgerufen wurde — in einer Wirtschaftsangelegenheit. Ich war ungeduldig, nervös, wie immer, wenn ich geföhrt werde — und ich ließ hinaus, alles liegen und stehen lassend; da der Schwiegervater im Zimmer blieb, war es ja auch nicht nötig, das Geld und die Koffer vorher zu verschließen. Meine Frau nahm mich länger in Anspruch als ich dachte. Es mochte mehr als eine halbe Stunde verstrichen sein, bis ich wieder das Arbeitszimmer betrat. Es dämmerte bereits stark. Der Chevalier stand am Fenster, mir den Rücken kehrend; auf dem Schreibtische lag noch alles so, wie ich es verlassen hatte. Ich nahm die aufeinander geschichteten Banknotenpäckchen, steckte sie sammt den Färlisationsbogen in die Mappe und schloß diese in die eiserne Kasse. Dann gingen wir zum Souper. Der Chevalier zeigte sich dabei ungewöhnlich einfältig und schien lebend zu sein. Ich achtete nicht besonders darauf, da ich noch den ganzen Kopf voll vom Geschäfte hatte, aber Adrienne sprach mit mir die halbe Nacht darüber, stets beforat, daß sich ihr lieber Papa unmöglich fähle. — Der nächste Tag war der Sonntag. Thaulanne verließ uns schon in aller Frühe, um — wie beschloßen war — nach Paris zurückzukehren und von da aus die Bahn nach dem Süden zu benutzen. Er duldete es nicht, daß ich ihn begleitete, und mit mir war es schließlich auch hierin, in Meudon bleiben zu können, da ich für diesen Tag keine Bureauarbeiten hatte. Gestern morgen fuhr ich erst wie gewöhnlich hinein, mit meiner verheiratheten Mappe, die ich seit Sonnabend abend nicht mehr geöffnet hatte . . .“

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

Ueber die Jesuiten. Gegenwärtig, wo für und gegen die Jesuiten geschrieben und gesprochen wird, mag es von Interesse sein, das Urtheil eines der besten Kenner der Geschichte des Papstthums, des ausgezeichneten Ferdinand Gregorovius, zu vernehmen. Er sagt in seinem empfehlenswerthen Büchlein „Die Grabdenkmäler der Päpste“, S. 137: „Das Papstthum hatte seine alleinherrschende Macht in der weltlichen Welt durch den großen Miß verloren, den die Reformation durch die Verdrängung der Jesuiten zu einem Theile des Ganzen herabgesetzt worden ist, so wie die protestantische Kirche. Auf diesem Punkte sieht er

blickend, was es sich innerlich zusammen, stieß alles Feindliche von sich ab, verständig, das Maximalgesetz in keinem Lager, bereitete sich in einer neuen Richtung, und dann brach es hervor, zum Angriff gerüstet, mit neu erfindenen Waffen, mit neu erdacht Schloßordnung und mit neu entworfenen Pläne. Was aus der Orden Jesu gewesen sein mag, er wird immer ein merkwürdiges Ereigniß des menschlichen Geistes bleiben, und zunächst deshalb, weil er zwei den Beginn der Gesellschaft in der protestantischen Welt angeht hat, einer Gesellschaft, die von einem ganz bestimmten, sehr einfachen Zweck durchdrungen, doch auf das Weltganze sich bezog und alle menschlichen Fähigkeiten und Richtungen in den Kreis ihrer Berechnung

